Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1909

240 (15.10.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 83

Visual Library

zum Korbe zurückleiteten oder ob ein besonderer Richtungssinn vorhanden ist. Er nahm Bienenen eines Stockes, der vereinzelt stand, und ließ sie in 2 Kilometer Entfernung fliegen. Obwohl der Korb durch Bäume verdeckt war, nahmen die Bienen doch den Weg zum Korbe, selbst solche, denen das Gesicht dadurch geraubt war, daß ihre Augen mit geschwärztem Collodium bestrichen waren. Der Gesichtssinn scheint also nicht notwendig zu sein, ebensowenig wie der Geruchssinn, denn vor Bounier hatte schon Huber nachgewiesen, daß sich Bienen ohne Fühler (abgeschnitten) ebenfalls zum Korbe zurückfanden. Um nun den Richtungssinn zu prüfen, stellte Bonnier in 200 Meter Entfernung vom Korbe einen Tisch mit Syrup auf. Die dorthin gelockten Bienen zeichnete er grün. Am anderen Tage stellte er einen ähnlichen Tisch mit Syrup daneben. Die Tierchen, welche von diesem Tische naschten, zeichnete er rot. Er beobachtete, daß es höchst selten vorkam, daß eine rotgezeichnete Biene zum ersten und eine grüngezeichnete zum zweiten Tische kam, sodaß sie also zwei Richtungen unterschieden, die sehr wenig voneinander abwichen. Wenn die Tische 20 Meter von einander entfernt waren, verirrte sich keine Biene mehr an den falschen Tisch. Aus diesen Versuchen schließt Herr Bonnier auf einen besonderen Richtungssinn der Bienen. Die Versuche scheinen allerdings zur Entscheidung noch nicht auszureichen; Bonnier hätte nunmehr die Bedingungen kombinieren müssen und die gezeichneten Tiere des Gesichts- und des Geruchsinnes berauben müssen.

Allerlei.

Ein neues Schlafmittel. Der Liste unserer zahlreichen, aber nicht immer befriedigenden Schlafmittel fügt ein Leser der Zeitschrift Volksgesundheit ein weiteres hinzu, das sich durch seine Einfachheit zu empfehlen scheint. Er schreibt: „Ich litt längere Zeit an nervöser Schlaflosigkeit, ohne daß eines der vom Arzte verordneten Mittel mich davon befreit hätte. Eines Nachts nun, als es besonders schlimm war, machte ich die Entdeckung, daß meine Nasenschleimhaut wie ausgedörrt war, sodaß mir fast das Atmen schwer wurde. Um dem abzuhelfen, nahm ich zwei kleine Flöckchen Wundwatte (keine Salizylwatte), tauchte diese in reines Wasser und schob sie dann so weit als möglich in die Nase hinauf, worauf sofort eine Erleichterung im Atmen eintrat. Und nicht nur das; ich wurde auch plötzlich müde, und es dauerte keine zehn Minuten, da schlief ich tief und fest. Ich wachte allerdings nach einigen Stunden wieder auf; nach einer Wiederholung des Experiments schlief ich aber sofort wieder ein, ein Beweis, daß dies den Schlafmangel beseitigt hatte. Als ich dieses Verfahren einige Wochen fortgesetzt hatte, war ich von meiner Schlaflosigkeit völlig befreit. Jetzt wende ich es nur noch an, wenn ich bis tief in die Nacht hinein in Gesellschaft gewesen und infolgedessen sehr aufgeregt bin, sodaß mir aus diesem Grunde das Einschlafen schwer wird (und auch hier stets mit gutem Erfolg). Als ich eines Tages den Arzt darüber interpellierte, erklärte er lächelnd, daß die Sache gar nicht so sonderbar sei, sintemalen das Gehirn mit der Nase in engstem Zusammenhange stehe. Durch die kühlende Feuchtigkeit der Wattepfropfen aber sei es zweifelsohne erfrischt worden, und diese Erfrischung sei eben so wohltätig gewesen, daß der Schlaf sich eingestellt habe. Irgend ein Schaden sei im übrigen ausgeschlossen. Ich rate daher ähnlich Leidenden — und ich glaube, es gibt deren viele —, dieses so überaus einfache und unschädliche Mittel einmal längere Zeit anzuwenden."

Titan-Eisenbahnstahlschienen. Einen nicht unwesentlichen Faktor bei den Kosten des Eisenbahnbetriebes bildet bekanntlich die Gleisanlage. Doppelschienen sind nicht leicht zu verlegen, weil sie genau nivelliert werden müssen; deshalb verursacht auch ihre Auswechselung besonders große Kosten, Arbeits- und Materialkosten kommen dabei in Betracht. Es wäre daher eine große Ersparnis, wenn die Auswechselung so lange hinausgeschoben werden könnte, wie es irgend geht. Den besten Ausweg dazu böten Schienen, die so haltbar sind, daß sie recht lange liegen können, ohne erneuert zu werden brauchen. Man hat die verschiedenartigsten Versuche mit Stahllegierungen angestellt, die sich bekanntlich durch besonders große Härte auszeichnen. Neuerdings hat die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn eine Versuchsstrecke mit Titanstahlschienen belegt, um ihre Zweckmäßigkeit zu prüfen. Am schnellsten und am besten kommt man dabei zu einem Ergebnis, wenn man besonders beanspruchte Gleisstücke mit den Versuchsmaterialien ausrüstet. Im Oktober 1908 wurden deshalb in einer Krümmung mit außergewöhnlich starkem Verkehr 17 Titan-Schienen neben 7 gewöhnlichen Bessemer Stahlschienen verlegt. Die neuen Schienen waren aus Stahl von 0,84 Proz. Kohlenstoffgehalt mit einem Zusatz von Titan gewalzt worden; die Bessemer Stahlschienen enthielten 55 Prozent Kohlenstoff. Nach neunmonatigem Betriebe erwies sich der Stoffverlust durch Abnutzung bei den Bessemer Stahlschienen um das Dreifache größer als bei den Titan-Stahlschienen. Letztere waren noch so wenig abgenutzt, daß sie nicht ausgewechselt zu werden brauchten, und es wird sich später sogar als vorteilhaft erweisen, sie noch einmal umzudrehen, damit die anderen Seiten der Schienenköpfe erst noch ihre Dienste tun können. Die metallographische Untersuchung ergab, daß bei den Titan-Stahlschienen nur Veränderungen durch Abnutzung eingetreten sind, während die Bessemer Stahlschienen auch Veränderungen in ihrem Kleingefüge aufweisen. Das beweist, daß sich dieses Material durch und durch schneller verbraucht als das neue.

Künstliche Eier. Eine ganze Industrie, die sich mit der Herstellung künstlicher Eier beschäftigt, existiert bereits in Newyork und beginnt nun, den Export nach den Ländern Asiens zu betreiben. In einem Bericht des Ackerbau-Departements in in Washington wird näheres über diese merkwürdige Produktion mitgeteilt. Der Handel mit künstlichen Eiern hat sich aus der Tendenz entwickelt, das Maismehl möglichst auszunutzen. Die Herstellung erfolgt in vier verschiedenen Phasen. Zunächst wird das Gelbei bereitet aus einer Mischung von Maismehl, Getreidestärke, Oel und verschiedenen anderen Ingredienzien, die dem Gelb eine große Aehnlichkeit mit dem natürlichen Eigelb geben. Diese dicke Masse erhält durch eine Maschine eine gerundte Form und wird dann mit einer weißen Schicht umgeben, die wie das Naturei aus Eiweiß besteht. Die Substanz wird hart und erhält nun eine ovale Form. Durch eine dritte Prozedur erhält das so geformte Ei eine zarte Haut aus Eiweiß und wird dann durch eine besondere Maschine mit einer Gipsschale umgeben, die nur wenig dicker ist als die natürliche Eierschale. Das Ganze wird einer plötzlichen Erhitzung ausgesetzt, wobei die Schale sogleich trocknet und das Innere schnell fest wird. Das Produkt sieht ganz so aus wie ein natürliches Ei, schmeckt recht gut und ist auch sehr gesund; es läßt sich gut transportieren und besitzt als billigstes Nahrungsmittel in Amerika eine gewisse Beliebtheit, die sich immer mehr verbreitet.

Schlafwagen 3. Klasse. Auf den schwedischen Staatsbahnen sollen lt. Reichstagsbeschluß Schlafwagen 3. Klasse eingeführt werden. Zu diesem Zweck ist der Maschinendirektor Lindström auf eine Studienreise nach Finnland und Rußland geschickt worden, die einzigen Länder, in denen es heute schon Schlafplätze dritter Klasse gibt. Dieser berichtet nun, daß seiner Meinung nach die russischen und finnischen Einrichtungen den Schweden nicht zusagen dürften, weil dort eben bloß ein Liegeplatz geboten wird, während der Reisende für Decken und Kissen selber sorgen muß. Dieser Bericht entspricht der grundsätzlichen Abneigung der Eisenbahnverwaltung gegen die Neuerung, die sich bereits aus einem an die Regierung erstatteten Gutachten erkennen ließ. Man sollte jedoch bei derartigen Reformen sich nicht so lange bedenken und studieren, sondern einfach zur Tat übergehen.

Jedenfalls heißt es die ja in Deutschland mehrfach erhobene Forderung nach Schlafwagen 3. Klasse völlig verkennen, wenn man meint, etwas Aehnliches und nur der Ausstattung nach Verschiedenes von den Schlafwagen 1. und 2. Klasse bieten zu müssen. Der Mehrzahl der Reisenden 3. Klasse genügt es durchaus, die Möglichkeit zu haben, liegen zu können. Weder Decken noch Kissen brauchen gestellt zu werden; dies könnte man ruhig den heute schon hierfür bestehenden Privatgesellschaften überlassen. Das einzige, was nötig wäre, ist die Umänderung einer Anzahl von Wagen 3. Klasse derart, daß über den schon vorhandenen Bänken eine tagsüber herabklappbare zweite Liegestatt geschaffen wird, sodaß in einem normalen Abteil vier Personen liegen könnten, vielleicht auch sechs, wenn man für die Unterbringung des Handgepäcks eine neue Lösung findet. Statt der aufklappbaren Liegestätten könnte vielleicht auch eine Art Hängematte in Frage kommen.

Auf Grund solcher provisorischer Maßnahmen könnten die nötigen Erfahrungen für die weitere Ausgestaltung und den Bau besonderer Schlafwagen gesammelt werden. Die Luft in einem mit sechs Personen „belegten" Abteil würde jedenfalls nicht schlechter sein wie heute, wo oft 8 bis 10 Personen sitzend zusammenhocken müssen.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 83. Karlsruhe, Freitag den 15. Oktober 1909. 29. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 83:

Die Volks-Singakademie in Dresden. — Vom Verlieren. — England und englische Verhältnisse. — Aus allen Gebieten. — Allerlei.

Die Volks-Sing-Akademie in Dresden.

Von Edmund Fischer.

Der kulturelle Aufstieg des Proletariats kommt in nichts deutlicher zum Ausdruck, als in dem Schwinden mehr oder weniger roher oder banaler Vergnügungen und in dem Streben nach höheren, edleren Genüssen. Der heute allgemein anerkannte Bildungsdrang der Arbeiter hat seine Ursache nicht lediglich in der Ueberzeugung, daß Wissen Macht sei, sondern entspringt im wesentlichen dem sich immer stärker geltend machenden Bedürfnis nach geistigen Lebensgenüssen: nach einem über dem rein materiellen Leben stehenden Lebensinhalt.

Die kapitalistische Produktionsweise und die modernen sozialen Verhältnisse haben der Arbeit und dem einfachen Gesellschaftsleben die früheren poesievollen Reize genommen, ohne ihnen zunächst andere dafür zu geben. Eintönig, hastend, ohne innere Befriedigung wurde in den Fabriken die Arbeit, unbehaglich das teuere Wohnen in der düsteren Mietskaserne eines schmutzigen Fabrikviertels, wo die Luft ständig mit Rauch und Ruß geschwängert ist und kein Baum, kein Strauch, kein erfrischendes Grün im Frühling das Auge ergötzt, unsicher die Existenz. Beim Alkohol in stinkenden Kneipen, in öden Tingeltangels, in Tanzsälen und im besten Falle im Sommer in großen Gartenkonzerten fanden die Arbeiter der Städte eine Abwechselung und einen meist recht zweifelhaften Genuß. In den kleinen Fabrikorten war und ist das Leben der Arbeiter noch trostloser. Vor einem Menschenalter bewegte sich das Dasein der vielen Millionen von Arbeitern und Kleinbürgern fast durchweg auf diesem Niveau. Seither ist schon manches besser geworden, und seit einigen Jahren sehen wir, wie sich die großen Massen mühsam aus den Tiefen emporarbeiten nach dem Helikon, um sich an den heiligen Quellen zu laben: Kunst und Wissenschaft, einst nur wenigen Glücklichen zugänglich, werden Gemeingut der Masse, erfüllen ihren Geist, verschaffen ihr hohe, edle Genüsse und geben ihr einen neuen geistigen Lebensinhalt! Diese Entwicklung tritt bereits erkennbar in Erscheinung und macht wesentliche Fortschritte.

Der Sozialismus brachte Sonnenschein in das armselige Leben des Proletariats: er weckte es aus seinem Stumpfsinn, zeigte ihm einen Ausweg aus seiner jammervollen Lage, erfüllte es mit einem freudigen Hoffen und einem zuversichtlichen Glauben an seine Zukunft und gab ihm eine neue Lebensaufgabe. Die politische und gewerkschaftliche Betätigung erschöpft aber keineswegs die sozialistische Aufgabe, welche das gesamte materielle und geistige Leben der Menschheit umfaßt. Und so entwickelte die sozialistische Bewegung auch auf allen möglichen Gebieten Bestrebungen, die alle das eine Ziel im Auge haben: den kulturellen Aufstieg der unteren Volksklassen zu fördern. Hierzu gehören auch die Einrichtungen, die den Arbeitern — den Massen — höhere Kunstgenüsse ermöglichen und sie dazu erziehen sollen, in der reinen Kunst Genuß und Lebensfreude zu finden. Eine solche Schöpfung ist die Dresdener Volks-Sing-Akademie, die in ihrer Art in Deutschland zwar noch einzig dasteht, aber in den acht Jahren ihres Wirkens bereits so glänzende Ergebnisse geliefert hat, daß sie in allen Städten Nachahmung finden sollte.

Konzerte, die höheren künstlerischen Ansprüchen genügen, sind heute noch der großen Masse des Volkes schon des hohen Eintrittspreises wegen unzugänglich. Die Sing-Akademien, welche ihren Mitgliedern selbst eine künstlerische Betätigung ermöglichen und, unter Mitwirkung hervorragender Künstler, einem größeren Kreise von Personen Kunstgenüsse auf gesanglichem und musikalischem Gebiete verschaffen, waren bisher nur Einrichtungen der wohlhabenden Klassen und auch nur für diese bestimmt. Die gleichen Kunstgenüsse der großen breiten Masse der ärmeren Bevölkerung zu ermöglichen, dazu wurde vor acht Jahren in Dresden von dem Arzte Dr. M. Cohn die Volks-Sing-Akademie wendete sich an alle minderbemittelleichte. Sollte doch mit den geringsten Mitteln und ungeschulten Proletariern das Höchste geleistet werden! Die Volks-Sing-Akademie wendet sich an alle minderbemittelten Bevölkerungsklassen, die eine „gemeinsame Not" empfinden, die Not, ihre geistigen Bedürfnisse im Einklang mit ihren materiellen Hilfsmitteln zu befriedigen. Und so setzt sich die Volks-Sing-Akademie auch nur aus Minderbemittelten zusammen. Etwa neun Zehntel der Mitglieder gehören sozialdemokratischen Organisationen an, was zeigt, daß der Verein zum weitaus größten Teil aus armen Lohnarbeitern und deren Frauen und Töchtern besteht. Der Wochenbeitrag beträgt ja auch nur 10 Pfennig. Trotzdem ist die Dresdner Volks-Sing-Akademie heute ein Verein, mit dem man — nach einstimmigem Urteil der Kunstkritiker — als künstlerischem Faktor rechnen muß, und die 50 Aufführungen, die er bis zum Frühjahr 1909 zu verzeichnen hatte, genügten fast durchweg hohen künstlerischen Ansprüchen. Die Mitgliederzahl des Chors betrug am Ende des achten Vereinsjahres 403, die Zahl der passiven Mitglieder 1372. Die Konzerte im Winter 1907/08 waren von 17 350 Personen besucht. Die aktiven und passiven Mitglieder erhalten zu allen Veranstaltungen Freikarten; außerdem beziehen dieselben, je nach dem Raume, in welchem das betreffende Konzert abgehalten wird, 3 oder 4 Karten à 40 Pf. (inklusive Programmbuch) mit der Verpflichtung, diese Karten nur an minderbemittelte Besucher abzugeben. Die Konzerte finden fast stets in den größten Lokalitäten statt, unter Mitwirkung hervorragender Künstler, und sind immer von Tausenden von Menschen besucht. Alle Dresdner Künstler, voran die Mitglieder der Dresdner Hoftheater, haben sich stets der Volks-Sing-Akademie zur Verfügung gestellt. Aber auch auswärtige Künstler, wie W. Backhaus (London), Robert Kothe (München) und viele andere haben in den Konzerten der Volks-Sing-Akademie mitgewirkt. Die musikalische Leitung liegt seit Bestehen der Volks-Sing-Akademie in den Händen eines anerkannten Künstlers, des Musikdirektors Johannes Reichert. Der Ausbildung der Mitglieder dienlich ist auch das erfreuliche Entgegenkommen der Dresdner Konzertveranstalter, die den Mitgliedern der Volks-Sing-Akademie teils unentgeltlich, teils zu ganz beträchtlich ermäßigten Preisen Zutritt zu ihren Konzerten gewähren. Dieses Interesse der Künstler ermöglicht es, daß die Volks-Sing-Akademie ihren Hörern fast ausnahmslos ausgereifte Kunstleistungen zu bieten vermag.

Eine neue, sehr beachtenswerte Einrichtung ist die Veranstaltung der Volks-Sing-Akademie von Jugendkonzerten. Die Billete hierzu werden direkt ausschließlich an die Volksschulen zum Preise von 10 Pf. (inklusive Textbuch mit Einführung) überlassen und von den Schulvorständen an die Schüler der obersten Gesangsklassen abgegeben. Im Winter 1907/08 haben 11 000 Kinder die Konzerte besucht, im letzten Winter war die Zahl weit größer. Die Konzerte finden in der Regel Sonntags, um 11 Uhr vormittags beginnend, statt. Die Kinder erhalten ein Textbuch, das in einer Einleitung die Musik zu erklären sucht, um sie den Kindern verständlicher zu machen. Im Jugendkonzert wurden — um ein Beispiel anzuführen — die „Jahreszeiten" (1. und 2. Teil) von Joseph Haydn aufgeführt, unter Mitwirkung der Kammersängerin Frau Erika Wedekind, des Herrn

Kammersängers Georg Grosch, des Hofopernsängers Herrn Friedrich Plaschke, einer Musikkapelle von 46 Mitgliedern und des 403 Mitglieder starken Chores der Volks-Sing-Akademie. Wer gesehen hat, wie die Kunst die Kinderseelen so ganz gefangen nahm, wie diese 2000 Volksschulkinder, die den Saal füllten, das Textbuch in der Hand, das sie zu Hause schon fleißig studiert hatten, so ganz im Banne der Darbietungen standen, der wird diesen Eindruck nie wieder vergessen und die hohe Bedeutung, die große erzieherische Wirkung solcher Veranstaltungen voll zu würdigen verstehen. Diesen Kindern wird der Kunstgenuß einst zum Bedürfnis werden.

Alle diese Veranstaltungen werden mit den relativ sehr geringen Mitteln bewerkstelligt, die dem Verein zur Verfügung stehen. Im Jahre 1908/09 betrugen die Ausgaben 7637 Mark, denen 9700 Mark Einnahmen gegenüberstanden. Ein solches finanzielles Ergebnis ist natürlich nur dadurch möglich, daß die Künstler keine Honorare verlangen. Aber mit dem Wachsen des Vereins nahmen auch die Geldmittel zu und es können schließlich auch Aufwendungen für Künstlerhonorare gemacht werden.

Die Dresdner Volks-Sing-Akademie war der erste Versuch in seiner Art, die Masse der Arbeiter zum Kunstgenuß zu erziehen, den Arbeitern nicht nur regelmäßig höhere Kunstgenüsse zu verschaffen, sondern sie gleichzeitig auch selbst zur künstlerischen Betätigung heranzubilden. Aehnliche Einrichtungen sind nun auch anderwärts entstanden, aber die Höhe der Dresdener Volks-Sing-Akademie hat wohl noch keine andere erreicht, deren Erfolge so vielversprechend sind, daß sie allgemein Nachahmung finden sollte.

Vom Verlieren.

Von Ludwig Finck.

Niemand versteht die goldene Kunst, zu verlieren, so gut wie meine Schwester; sie war meine Lehrmeisterin. Schon in den seligen Tagen, da wir allabendlich im Nachbarhofe unsere wilden Spiele trieben, fand sie mühelos in sich die Kraft, einen Verlust zu überwinden und mit einer gewissen Großartigkeit hinzunehmen, was das Leben brachte. Vielleicht ist die Kunst, zu verlieren, nur eine Kunst, Tränen zu verbeißen.

Damals waren es geringe Dinge, nicht wert der Tränen, und ich habe später weit Größeres hergeben müssen. Aber man fängt in der Schule mit dem Bescheidensten an, und der ist der Beste, der mit dem Größten aufhören kann. Ein Meisterbrief hat uns das Leben später überreicht mit einem tiefen Knicks.

An der Lehne des alten Giebelhauses standen wir am Abend, drei oder vier in einer Reihe, uns gegenüber ein Kamerad, dem wir auf seinen Ruf: „Fürchtet ihr den schwarzen Mann nicht?“ einmütig und begeistert zuschrien: „Nein!“, worauf wir gegen ihn losstürmten mit der Aufgabe, uns um keinen Preis von ihm fangen zu lassen. Das greifbare Ereignis dieser Abende waren rote Backen, sprühende Augen, Kraft und Gewandtheit in allen Gliedern, eine mächtige Stimme und der Verlust irgendeines Gegenstandes aus der Schatzkammer meiner Schwester. Gestern wars ein Ringlein, heute wars ein Tuch. Was schadet das, wenn man ein wildes Mädchen ist und dunkle Locken hat?

Aber die Kinderzeit verflog und meine Schwester ist eine Frau. Eine Bande von drei Kindern kann sie nun selbst zu den Spielen stellen. Und es ist immer noch eine eige Sache mit ihr.

Etwa sie hat ihren Geldbeutel verloren, wahrscheinlich auf dem Wege zu Markte, mit zwanzig Mark mühsam erspartem Geld, an dem Schweiß und Hoffnungen kleben eines halben Jahres. Aber sie schweigt und sagt niemand davon. Nur geht sie in den nächsten Tagen in Gedanken verloren umher, macht hier ein Kästchen auf und dort eine Schublade, einen Schatten stiller als sonst. Und nach acht Tagen, wenn sie gewiß ganz stille und demütig geworden ist wie ein verscheuchtes Häschen und sich in den Verlust gefügt hat, kommt sie einmal glückstrahlend daher, denn sie hat das Verlorene wiedergefunden, nicht auf der Straße, nicht im Kasten, sondern in der Tasche eines andern Rockes. Dann setzen wir uns zusammen und halten ein kleines Fest und haben Freude aneinander. Meist geht dabei der Inhalt des wiedergewonnenen Geldbeutels drauf. Aber wenn der liebe Gott wüßte, wie die Augen meiner Schwester glänzen können, er würde sich bloß noch darauf verlegen, ihr Verlorenes wiederzuschenken.

Meine Schwester verliert die Hoffnung nie, wenn sie auch manches andere verliert. Ein Lieblingsverlieren von ihr betrifft ihre Augengläser. Nun bitte ich alle, die hochgradig kurzsichtig sind, sich zu erinnern, was es heißt, die Brille zu verlieren. Nichts anderes, als mit einem Schlage hilflos in der Welt stehen, ausgesetzt zu sein wie ein kleines Kind. Die Erde wankt, ein Grashalm wird zum Heuschreck. Meine Schwester denkt freilich nicht daran, sondern macht sich insgeheim auf die Suche nach ihren gläsernen Augen, besinnt sich, wo sie sie das letztemal gelassen hat und irrt rastlos im Hause umher. Umsonst. Diesmal erbarmt sich der liebe Gott nicht. Endlich entschließt sie sich, ihre Sorge um ihre Brille mir anzuvertrauen, der sie nun gewinnend, aber etwas schadenfroh anlächeln kann: „Aber Kind, du hast sie ja auf der Nase.“ Worauf sie wieder Anlaß nehmen, ein kleines Fest zu feiern und eine Freude aneinander zu haben.

Nun, meine Schwester hat mich also das Verlieren gelehrt. Was verliert man nicht schon als kleiner Bub auf der Gasse, Pfennige, Nastücher, Taschenmesser. Frauen verlieren am liebsten Haarnadeln, sie sind ihre Hufeisen, und es ist eigentümlich, wie viele Haarnadeln ich schon gefunden habe. Ich ging einmal im Walde von Vizzavona, im Gebirge von Korsika, durch tiefes Gestrüpp; seit Stunden hatte ich kein Dorf und keine Hütte gesehen; plötzlich —

Ist „plötzlich“ nicht ein erschrockenes Wort? Mir hat es immer gut gefallen. Als ich noch Indianerbücher las, pflegte ich den Wert eines Buches nach der Häufigkeit dieses Wortes einzuschätzen; oft überschlug ich viele Seiten voll langatmiger Gespräche, bis ich irgendwo wieder das Wort „plötzlich“ herausleuchten sah, faszinierend, blickend wie ein Stern, und ich nahm mir vor, später einmal ein Buch zu schreiben, in dem auf jedem Blatte „plötzlich“ vorkommen würde. Bei „plötzlich“ ereignet sich immer etwas. Indianer rufen: „Howgh!“ Ein Knabenherz schlägt höher. Es ist ein prickelndes, leicht aufregendes Wort, ein Tat- und Schicksalswort, es kann alles mögliche dahinter kommen, und es ist nicht ohne Kraft. Oft ertönt ein Schuß, oft rollt eine Lawine und oft küssen sich zwei. Ein interessantes Wort.

In meinem Falle, im Walde von Vizzavona, bückte ich mich und hob plötzlich eine Haarnadel auf, verloren vielleicht von einer Banditin, von einer schönen Hirtin, von einer fremden Bergsteigerin.

Nun, das sind Kleinigkeiten, Haarnadeln leicht verschmerzt und leicht zu ersetzen. Aber ich will von den größern Dingen reden, die man verliert, von Freunden, von einer Liebe. Man verliert sie, während man sich fest im Besitz glaubt, in aller Unschuld, man weiß nicht wie. Da gilt es suchen, leise und unmerklich, daß man wiederfinde. Da gilt es festzuhalten und nicht loszulassen, wenn man nur einen kleinen Zipfel wieder erwischt hat, durch die Jahre zu gehen in heimlichem Suchen und Opfern, zäh und tapfer und treu bis zum letzten Blutstropfen, und dann vielleicht gilt es, das Schicksal zu verstehen. Denn es mag sein, daß man eines Tages einen Größern über sich fühlt, der mit dem Tode befreundet ist, und ihm ins Auge blicken muß, der spricht: Verliere. Dann hilft kein kleines Suchen und Anklammern und Halten mehr, dann heißt es still sich zu beugen und hinzugeben. Was ists auch weiter? Eine von den schönen Glaskugeln in meinem Garten ist zerbrochen. Ein Reicher verarmt, ein Armer ist ärmer. Ein Herz ist still und leise geworden.

Das Leben ist nun so, daß man gut daran tut, sich zu gewöhnen, wie man alles, was man erwirbt, am besten hergibt, ohne zu großes Klagen, stolz, ohne Zittern, furchtlos, wenn die Stunde kommt. Denn alles hat seine Stunde.

England und englische Verhältnisse.

Reise-Plaudereien von Ad. Th.

IX.

Aus Schottlands Vergangenheit.

Ein Stündchen nach Besuch der Fingalshöhle auf Staffa stoppt das Schiff vor einer andren Insel. Ein Boot bringt uns an das Ufer. Wir sind auf Iona, berühmt wegen seiner uralten Kirchenruinen. Die Bewohner der Insel sollen die ersten Schotten gewesen sein, die vom „heiligen“ Columba im sechsten Jahrhundert zum Christentum bekehrt worden sind. Dadurch ist die Insel in den Geruch besonderer Frömmigkeit gekommen, und an sechzig irische, schottische und norwegische Könige haben sich darum hier begraben lassen. Ihre verwitterten Grabsteine werden noch heute gezeigt. Wer ein so heilloses Leben geführt hat, wie die meisten dieser alten Knaben, tut immer gut, um den Himmel zu versöhnen, für seine Gebeine ein besonders geweihtes Plätzchen auszuwählen. Ein solches bildete die von Columba errichtete Kirche; denn die Sage berichtet, sie habe nur im steten Kampfe mit dem Teufel vollendet werden können. Nacht für Nacht seien von ihm die Steine wieder auseinander gerissen und ins nahe Meer geworfen worden, die tagsüber Columba und seine frommen Begleiter aufgeschichtet hatten. Endlich sei vom Himmel durch einen Traum die Botschaft gekommen, die Macht des Teufels werde gebrochen, wenn einer der Brüder sich freiwillig einmauern lasse. Dazu erklärte sich Bruder Oran sofort bereit. Es geschah. Doch am dritten Tage peinigten den Columba die Gewissensbisse darüber, daß er dem Satan einen Christen geopfert habe, so sehr, daß er das Mauerwerk, in dem Oran steckte, wieder auseinanderriß. Da kam er aber bei Oran schön an. Der wurde fuchsteufelswild, daß er in seiner Seligkeit gestört worden sei; er wollte durchaus wieder eingemauert sein. Das geschah zwar nicht; doch die Macht des Teufels war von Stund ab gebrochen. Heute stehen trotzdem von der Kirche nur einige dürftige Mauerreste noch. Es ist auch ohne Teufel gegangen.

Eine andere Kirchenruine in Frühgotik wird jetzt wieder hergestellt. Hochkönigsburger Beispiele verderben gute Sitten; denn Burgen und Kirchen machen stets dann den besten Eindruck, wenn sie nur noch als Ruinen vor uns stehen.

Schottland kann auf eine wildbewegte Geschichte zurückblicken. Der zahlreichen verfallenen oder zerstörten Castles, deren Häufigkeit in manchen Teilen Schottlands an Thüringen erinnert, wurde bereits gedacht. Oben auf den Shetlands finden sich noch uralte Piktentürme, unförmige runde Bauten bis zu zehn und zwölf Meter Höhe mit Mauern von mehreren Meter Dicke. Die Pikten waren neben den Kelten und Skoten die Ureinwohner des Landes. Sie mußten sich schon vor 1800 Jahren der eindringenden Römer erwehren, die bis zum kaledonischen Kanal vordrangen. Alte Römerbrücken und Römerkastles werden heute noch in Nordschottland gezeigt. Später sind unter Harald die Norweger gekommen und haben Teile des Landes besetzt gehalten, wahrscheinlich angelockt durch den Fischreichtum des Meeres und die zahllosen Binnenseen, die Lachsforellen bis zu mehr als 30 Pfund enthalten.

Die langwierigsten Kämpfe hatten jedoch die Schotten unter sich und mit den Engländern zu bestehen. Wie überall, so waren auch in Schottland einige Familien durch allerlei Zufälligkeiten zu besonderem Besitz und dadurch zu größerer Macht und Bedeutung gelangt. Hier die Malcolms, dort die Stuarts, da die Duncans, dort die Macdonalds oder die Douglas. Und da die lieben Völker von jeher auf die Ehre versessen gewesen sind, einem Könige oder sonst einem Gesalbten dienen und sich für ihn abmühen zu dürfen, war bald ein Duncan oder Malcolm, bald ein Stuart oder Macdonald schottischer König. Mit ein bißchen Dolch, Strick oder Gift läßt sich bei einigem guten Willen schon das Schicksal korrigieren und ein unbequemer Nebenbuhler aus dem Wege räumen. In Schottland ist fleißiger Gebrauch von diesen Mitteln gemacht worden. Da ermordete 1040 der Macbeth den König Duncan, und machte sich selbst zum König. Aber schon 1057 wird er von Duncans Sohn erstochen. Nun regieren wieder die Macdonalds, bis auch sie durch Gewalt verdrängt werden. Doch schon der zweite von der neuen Sippe, Wilhelm der Löwe, wird von den Engländern gefangen genommen und muß deren Oberhoheit anerkennen. Als er sich wieder im Sattel fühlte, brach er den Eid, und sein Sohn Alexander stand den englischen Baronen im Kampfe gegen ihren König bei. Vierzig Jahre später konnte sich dieser revanchieren. Es rauften sich da Baliol und Bruce um den schottischen Thron. Der englische König Eduard I. entschied als Schiedsrichter für Baliol, weil das der Dümmste von beiden war, und nach fünf Jahren, 1297, führte ihn Eduard als Gefangenen nach London, wo er bis an sein seliges Ende blieb. William Wallace, dessen Denkmal wir in Aberdeen kennen lernten, besiegte zwar die Engländer, wurde aber gefangen und in London hingerichtet. Dann kamen die Bruces an die Regierung, werden aber gleichfalls von den Engländern überwältigt; der eine wird von Eduard III. elf Jahre lang gefangen gehalten. Nun folgten die Stuarts. Auch ihnen blühte das Glück nicht. Der zweite wurde in der Schlacht erschlagen; sein Nachfolger, Jakob I., wurde von den Engländern 18 Jahre gefangen gehalten und als er dann endlich die Freiheit erlangte, von den eigenen schottischen Adligen, die sich gegen ihn verschworen hatten, ermordet. Sein Nachfolger ersticht den Earl of Douglas; dafür wird aber der nächste Stuart 1488 von seinen Lords besiegt und nach der Schlacht ermordet. Hundert Jahre später suchte die letzte Königin von Schottland, Maria Stuart, vor ihren Junkern Schutz bei der „jungfräulichen“ Königin Elisabeth von England. Diese schützt sie so ausgezeichnet, daß sie ihre Kollegin 19 Jahre lang gefangen hält und sie dann 1587 hinrichten läßt. Bald darauf wurde Schottland für immer mit England vereinigt und von englischen Königen beherrscht. — Aber noch heute sind die Schotten nicht gut auf die Engländer zu sprechen. Als Beispiel, wie Könige von Gottes Gnaden entstehen und gehen oder gegangen werden, ist die schottische Geschichte nicht übel.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Das Heine-Denkmal vom Achilleion ist jetzt in Hamburg eingetroffen. In Gips eingehüllt, hat das Marmorstandbild des Dichters die Reise von Korfu nach Triest mit einem Dampfer des österreichischen Lloyd zurückgelegt, von dort ist es mit der Eisenbahn nach Hamburg weiter befördert worden. Das Denkmal wird dort im großen Ehrenhof des an der Mönckebergstraße beim Hauptbahnhof im Bau befindlichen Parkhofes aufgestellt werden.

Tierschutz.

Schießet nicht Vögel! Wie oft sieht man in Wald und Flur halbwüchsische Burschen ihr Vergnügen daran finden, mit Schleudern, Flitzbogen, Blasrohren, Luftgewehren und Feuergewehren nach Vögeln zu schießen. Angeblich zielen sie nur auf Sperlinge; in Wirklichkeit nehmen sie jeden Vogel als Ziel, der in ihre Nähe kommt. Ist übrigens ein Sperling nicht ebenfalls ein lebendes und fühlendes Wesen, dem wir Barmherzigkeit schuldig sind? Sehr oft werden die Tierchen nur angeschossen und flattern mit Schmerzen weiter. Die heruntergeschossenen schwerverwundeten Vögelchen bleiben unbeachtet am Boden liegen, oder man zertritt sie mit dem Fuße. So bringt die Jugend rein frevelhaft Schmerz und Todesqual unter harmlose Geschöpfe; sie sucht für sich ein Vergnügen und sie wird dabei zum Mörder! Ein einziger Schuß, der eine Vogelmutter tötet, die Junge hat, überliefert die ganze Vogelfamilie dem Hungertode. Fort daher mit dem Vogelschießen! Ein edel gearteter Mensch muß solche Roheiten tief verabscheuen. Schießet, wenn ihr durchaus eure Treffkunst üben wollt, nach der Scheibe! Aber seid vorsichtigt, damit niemand verunglückt.

Tierkunde.

Der Richtungssinn der Bienen ist eine alte Streitfrage, die immer noch ihrer endgiltigen Lösung harrt. Neuerdings hat Herr Gaston Bonnier eine Reihe von interessanten Versuchen angestellt, um zu entscheiden, ob Gesicht oder Geruch der Bienen